

*Jürgen Mittag/Benjamin Legrand*

## Eric Hobsbawm und der Bochumer Historikerpreis 2008 oder: Deutungskraft und Impulse – Perspektiven einer engagierten Geschichtswissenschaft

Die Auszeichnung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit Preisen ist ein nicht immer unumstrittenes, aber zunehmend an Bedeutung gewinnendes Strukturelement in Wissenschaft und Forschung. Mittlerweile vergibt eine wachsende Anzahl von Einrichtungen und Institutionen eine immer größere Zahl von Preisen. In dem breiten Spektrum an Auszeichnungen – von der Ehrung wissenschaftlicher Abschlussarbeiten im Rahmen von Universitätspreisen über die Würdigung bestimmter Studien bis hin zu Auszeichnungen herausragender Fachvertreter für ihr Lebenswerk – ist der Bochumer Historikerpreis in der letzteren Kategorie zu verorten. Der mit 25.000 Euro dotierte Preis wird an Historikerinnen und Historiker vergeben, die mit ihrem Werk vor allem im Bereich der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte besondere Aufmerksamkeit gefunden haben. Damit zählt der Bochumer Historikerpreis zu einer von mittlerweile vier Auszeichnungen mit bundesweiter Ausstrahlung, die in Deutschland an herausragende Persönlichkeiten des historiografischen Wissenschaftsbetriebes vergeben werden.

### Der Bochumer Historikerpreis

Als wohl prominenteste Auszeichnung für Historiker gilt der 1982 erstmals ausgelobte, alle drei Jahre vergebene „Preis des Historischen Kollegs“ in München. Den zweiten namhaften Historikerpreis in Deutschland vergibt seit 1981 alle fünf Jahre die Stadt Münster. Kennzeichen dieser beiden Preise ist es, dass sie die gesamte Historie vom Altertum bis zur Zeitgeschichte abdecken (München) und vor allem die allgemeine politische Geschichtsschreibung (Münster) berücksichtigen. Auf ein noch breiteres thematisches Spektrum zielt der erstmals 2006 vergebene Preis der Gerda-Henkel-Stiftung, der im zweijährigen Turnus Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler würdigt, die in einer Disziplin der historischen Geisteswissenschaften herausragende Forschungsleistungen erbracht haben.

Neben diesen drei Auszeichnungen gilt der seit 2002 vergebene Bochumer Historikerpreis als wichtige bundesweite Ehrung für Historiker, die sowohl im nationalen als auch im internationalen Rahmen hohe Aufmerksamkeit gefunden haben. Dass dem Feld der Wirtschafts- und Sozialgeschichte gerade mit dem Bochumer Preis besondere Aufmerksamkeit gezollt wird, kann dabei kaum überraschen. Die starke Prägung Bochums und des Ruhrgebiets durch soziale und wirtschaftliche Einflüsse stand gewissermaßen Pate für das Profil des Preises. Das Feld der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte wird hierbei indes in einem weiten Sinn verstanden: Der Bochumer Historikerpreis kann auch an Persönlichkeiten verliehen werden, die in angrenzenden Disziplinen durch Theoriebildung oder empirische Arbeiten

wesentlich zur historischen Erkenntnis beigetragen haben. Gestiftet wurde der Historikerpreis von der Stadt Bochum, der Ruhr-Universität, der Stiftung der Sparkasse Bochum und der Stiftung Bibliothek des Ruhrgebiets. Schirmherr des Preises, der 2002 an den Jenaer Historiker Lutz Niethammer und 2005 an den Berliner Geschichtswissenschaftler Jürgen Kocka vergeben wurde, ist der nordrhein-westfälische Ministerpräsident. Mit Eric Hobsbawm wird 2008 erstmals ein nicht-deutscher Preisträger gekürt, der wie wenige andere die Geschichtsschreibung über das 19. und vor allem über das 20. Jahrhundert geprägt hat.

Für Hobsbawm sind Erleben und Wirken auf das Engste miteinander verwoben.<sup>1</sup> Mit seinem Leben und Schaffen hat er zahlreiche Höhen und Tiefen des 20. Jahrhunderts als Zeitzeuge direkt erlebt und in seinen Schriften reflektiert aufgearbeitet: Das „kurze 20. Jahrhundert“ prägte den Menschen Eric Hobsbawm, während der Historiker Hobsbawm die mittlerweile ubiquitären Formeln vom „kurzen 20. Jahrhundert“ und vom „Zeitalter der Extreme“ entwickelte. Mit ihnen errang er in den 1990er Jahren auch in der breiten Öffentlichkeit einen großen Bekanntheitsgrad, der die Arbeit über sein langjähriges Forschungsfeld, das 19. Jahrhundert, fast überdeckte. Trotz dieses mittlerweile in 37 Sprachen übersetzten Standardwerks zur Geschichte des 20. Jahrhunderts darf indes nicht übersehen werden, dass Eric Hobsbawm sowohl thematisch als auch methodisch der Geschichtswissenschaft in zahlreichen weiteren Bereichen wichtige Impulse vermittelte, ohne sich dabei, wie Jürgen Kocka betont, „modischen Spiralen“ oder „turns“ zu unterwerfen.<sup>2</sup> In seinen Werken, vor allem in den großen Synthesen zum 19. und 20. Jahrhundert, hatte Hobsbawm stets auch einen Blick auf kulturgeschichtliche Aspekte – ohne diese zu verabsolutieren. Seine Forschungen zur Arbeiter- und Bewegungsgeschichte, seine Anregungen für die Perspektive einer Sozialgeschichte „von unten“ und seine Studien zu Entwicklungen jenseits des Nationalstaats zeugen von einer beträchtlichen Deutungskraft. In seinem langen Forscherleben hat der mittlerweile 91-jährige Hobsbawm stets ein politisches Leben geführt, zugleich aber auch die Geschichtswissenschaft außergewöhnlich stark geprägt. Über diese beiden zentralen Facetten gibt die folgende Skizze mit einem Überblick über Hobsbawms Lebensweg und seine politische Positionierung sowie mit einer Betrachtung seiner wichtigsten Werke Aufschluss.

## Lebenswege und politische Positionierungen

Geboren wurde Eric John Ernest Hobsbawm am 9. Juni 1917 im ägyptischen Alexandria. Sein Vater Leopold Percy (Hobsbaum), ein Engländer mit russisch-jüdischen Wurzeln, arbeitete dort als Kolonialangestellter. Als Eric Hobsbawm zwei Jahre alt war, zog die Familie nach Wien, in die Heimatstadt seiner Mutter, Nelly Grün. Hier wuchs Hobsbawm im

- 1 Vgl. grundlegend Martin Hewitt: Eric J. Hobsbawm, in: Kelly Boyd (Hg.): *Encyclopedia of Historians and Historical Writing*, Bd 1., Chicago/London 1999, S. 546–547 und Eugene D. Genovese: *The Politics of Class Struggle in the History of Society. An Appraisal of the Work of Eric Hobsbawm*, in: Pat Thane/Geoffrey Crossick/Roderick Floud (Hg.): *The Power of the Past. Essays for Eric Hobsbawm*, Cambridge 1984.
- 2 Jürgen Kocka: *Eric Hobsbawm als Sozial- und Welthistoriker*, in: *Geschichte: Möglichkeit für Erkenntnis und Gestaltung der Welt*, Wien 2008, S. 29–38, hier S. 33.

mittleren – allerdings zunehmend verarmenden – Bürgertum auf und besuchte Grundschule und Gymnasium. Die Wiener Zeit endete indes tragisch, da der Tod seiner Eltern Hobsbawm zum Vollwaisen machte. Sein Vater verstarb 1929 an einem Herzinfarkt, seine Mutter erlag 1931 einer Lungenerkrankung. In dieser Situation siedelte der 14-Jährige gemeinsam mit seiner Schwester Nancy zu einem Onkel nach Berlin über, bei dem er die „beiden entscheidendsten Jahre“ seines Lebens verbrachte.<sup>3</sup> Die 18 Monate zwischen 1931 und 33 in der politisch aufgeheizten Stimmung der deutschen Hauptstadt und der kollabierenden Weimarer Republik machten aus dem Schüler Hobsbawm einen „lebenslangen Kommunisten“.<sup>4</sup> In Berlin wurde er Mitglied des Sozialistischen Schülerbundes der KPD, hier mühte er sich das erste Mal mit dem Kommunistischen Manifest und dem Kapital ab, hier studierte er aber auch eingehender die weiteren Werke von Marx, der nicht nur sein politisches Bewusstsein prägte, sondern auch für seine berufliche Orientierung verantwortlich war, wie er später notierte: „Ohne Marx hätte ich kein besonderes Interesse an Geschichte entwickelt, die in der Form, wie sie mir in den ersten Jahren nach 1930 auf einem konservativen deutschen und danach auf einem Londoner Gymnasium von einem bewundernswerten liberalen Geschichtslehrer beigebracht wurde, für mich nichts reizvolles hatte.“<sup>5</sup>

Im Jahr 1933 musste Hobsbawm mit seinen Verwandten nach England auswandern, wo mit London die dritte europäische Metropole zum neuen Domizil seines noch jungen Lebensweges wurde. Die Emigration war in erster Linie darauf zurückzuführen, dass sein Onkel in Folge der Weltwirtschaftskrise keine Arbeit in Deutschland mehr gefunden hatte. Der Wechsel von Aufenthaltsorten wurde damit prägend für seine Jugend, hatte er doch auch innerhalb Berlins bereits dreimal das Quartier wechseln müssen. Die Hobsbawm-Familie lebte, so sein eigener Befund, angesichts ihrer finanziellen Situation in einer transnationalen Welt ohne festen Halt in einer Stadt oder einem Land.<sup>6</sup>

In England absolvierte Hobsbawm die St. Marylebone Grammar School, bevor er 1936 mit Hilfe eines Stipendiums für Hochbegabte ein Studium der Geschichte in Cambridge aufnehmen konnte. Im Jahr 1939 schloss er das berühmte King's College mit dem B. A. ab, und nach dem Krieg, den er fern ab von der Front im Army Education Corps in England erlebte (1940 bis 1946), erhielt er an gleicher Stelle auch seinen M. A. Zugleich entwickelte sich in dieser Zeit aber auch der Kontakt zur britischen Kommunistischen Partei, deren Mitglied er wurde. War es anfänglich das Engagement für eine Politik der Tat, die Hobsbawm für den Kommunismus begeisterte, so entwickelte sich mit der Zeit eine intellektuelle Distanz zur Radikalität der Partei. Hobsbawm betonte nach 1945 zunächst die Notwendigkeit einer weitaus radikaleren sozialen Transformationspolitik als sie die 1945 gewählte Labour-Regierung vorsah, erst in späteren Jahren distanzierte er sich von dieser Haltung. Idealismus, Rationalismus und Kompromisslosigkeit, so seine Analyse, seien die Merkmale der Bereit-

3 Eric Hobsbawm: *Gefährliche Zeiten. Ein Leben im 20. Jahrhundert*, München 2003, S. 64 (im engl. Original: *Interesting Times. A Twentieth-Century Life*, London 2002).

4 Ebd., S. 76.

5 Eric Hobsbawm: *Wieviel Geschichte braucht die Zukunft*, München/Wien 1998, S. 9 (im engl. Original: *On history*, London 1997).

6 Vgl. Hobsbawm: *Gefährliche Zeiten*, S. 72.

schaft zur jugendlichen Hingabe an den Kommunismus – und an die Partei. „Wir gaben ihr alles, was wir hatten. Dafür bekamen wir von ihr die Gewissheit unseres Sieges und das Erleben der Brüderlichkeit.“<sup>7</sup> Es habe im Europa der Zwischenkriegszeit nicht viel dazu gehört, um zu dem Schluss zu kommen, so Hobsbawm, dass nur eine Weltrevolution eine Zukunft geben könne: „Für diejenigen von uns, die vor dem Krieg und vor allem vor 1935 Kommunisten wurden, war die Sache des Kommunismus tatsächlich etwas, dem wir unser Leben widmen wollten, und einige taten es auch.“<sup>8</sup> Manche schlossen sich jedoch auch nicht dauerhaft an, weil sie bemerkten, dass das Leben noch andere Dimensionen parat hielt, wie Hobsbawm später in seinen Lebenserinnerungen bemerkte: „Ich gestehe, dass ich in dem Augenblick, in dem mir klar wurde, dass ich mir eine wirkliche Beziehung auch mit jemanden vorstellen konnte, der nicht einmal ein potentieller Kandidat für die Partei war, zugleich erkannte, dass ich kein Kommunist im vollen Sinne meiner Jugend mehr war.“<sup>9</sup>

Die Enthüllungen über die stalinistischen Verbrechen auf dem XX. Parteitag der KPdSU durch Chruschtschow sowie die sowjetischen Interventionen in Ungarn 1956 und Prag 1968 führten zu einem anhaltenden Legitimationsverlust des Kommunismus. Auch Hobsbawm, der zunächst ein gewissermaßen vorbehaltloser Parteigänger Stalins war, zeigte sich zunehmend skeptisch.<sup>10</sup> Dennoch blieb er im Gegensatz zu anderen Historikern in der britischen KP und – gemeinsam mit Edward P. Thompson und Christopher Hill – auch deren Historikergruppe, bekleidete in der Partei jedoch nie Führungspositionen. Er war weiterhin von der Notwendigkeit einer starken kommunistischen Organisation überzeugt, ließ sich aber von der Parteilinie nie vereinnahmen. So forderte er von der KP-Führung vehement eine kritische Geschichte der Partei ein. Über die DDR sprach er von einem Regime, das heute zu Recht eine schlechte Presse habe. In den 1970er Jahren orientierte er sich politisch zunehmend an der von Moskau abgewandten Variante des „südeuropäischen“ Eurokommunismus.<sup>11</sup> Seine Unabhängigkeit und seine kritische Haltung spiegelten sich aber auch in seiner wissenschaftlichen Herangehensweise an Marx wider, der für ihn weiterhin den Ausgangspunkt des historischen Arbeitens darstellte: „Wenn man den Prozess der gesellschaftlichen Entwicklung der Menschheit erforschen will, muss man zumindest die Fragen stellen, die schon Marx gestellt hat, auch wenn man nicht alle seine Antworten übernehmen will.“<sup>12</sup> Marx ist für Hobsbawm somit die Grundlage zur Erforschung der Geschichte, weil dieser als einziger versucht habe, einen methodischen Zugang zur Geschichte als Ganzes zu formulieren und so neue Forschungsthemen und Herangehensweisen angeregt habe. Marx habe mit Scharfblick grundlegende Tendenzen erkannt, aber dennoch, so räumt Hobsbawm ein, wisse man nicht, was sie bringen werden: „Obwohl ich der Meinung war, große Teile der Marx-

7 Ebd., S. 161.

8 Ebd., S. 156.

9 Ebd., *Gefährliche Zeiten*, S. 163.

10 Vgl. hierzu etwa die Rezension zu Hobsbawms Autobiografie in der *Frankfurter Rundschau* vom 8. Oktober 2003.

11 Vgl. hierzu Eric Hobsbawm/Giorgio Napolitano: *Auf dem Weg zum historischen Kompromiss. Ein Gespräch über die Entwicklung und Programmatik der KPI*, Frankfurt 1977.

12 Hobsbawm: *Wieviel Geschichte braucht die Zukunft*, S. 217 ff.

schen Geschichtsauffassung gehörten ausgemustert, habe ich nie aufgehört, meine hohe, wenn auch nicht unkritische Achtung einem Mann zu bezeugen, für den die Japaner das Wort *sensei* haben, einem geistigen Meister, bei dem man in einer Schuld steht, die nicht abgetragen werden kann.<sup>13</sup> Die materialistische Geschichtsauffassung ist für Hobsbawm demnach „der beste Wegweiser zur Geschichte“,<sup>14</sup> auch wenn mit ihr kein ökonomischer Determinismus gemeint sei.<sup>15</sup> „Grundsätzlich gilt, dass die Untersuchung einer Gesellschaft ungeachtet ihres jeweiligen Entwicklungsstandes mit der Analyse ihrer Produktionsweise beginnen muss, das heißt a) der technisch-ökonomischen Form des „Austauschs des Menschen mit der Natur“ (Marx), also der Art und Weise, wie die Menschen sich der Natur anpassen und diese durch Arbeit verändern: und (b) der gesellschaftlichen Organisation, innerhalb deren die Arbeit eingesetzt und auf bestimmte Bereiche verteilt wird.“<sup>16</sup>

Während dem Historiker Hobsbawm ob seiner wissenschaftlichen Publikationen rasch Anerkennung zuteil wurde, blieben dem Marxisten Hobsbawm schnelle Karrieresprünge lange Zeit verwehrt. Seit 1947 arbeitete er als Dozent am Londoner Birkbeck College, dem er sein akademisches Leben lang treu geblieben ist. 1959 wurde er hier Reader, aber erst 1971, mit 53 Jahren, erhielt er eine Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Lang ist jedoch die Liste seiner weiteren Wirkungsorte, die ihn zeitweilig zum „fliegenden Professor“ machten. Zwischen 1949 und 1955 kehrte er nach Cambridge als Research Fellow zurück, Gastprofessuren absolvierte er an angesehenen Forschungseinrichtungen wie der Stanford University (1960), dem Massachusetts Institute of Technology (1967), der UNAM in Mexiko (1971) und der Cornell University (Ithaca, N.Y.) (1976–1982). Immer wieder reiste er für längere Forschungsaufenthalte nach New York und nach Frankreich, hier insbesondere an die *École des Hautes Études en Sciences Sociales* in Paris (1978–1983) und das *Collège de France*, ebenfalls in Paris (1982). Auf fast allen Kontinenten und in 23 Ländern hielt er Vorlesungen und Seminare – auch noch nach seiner Londoner Emeritierung im Jahr 1982.<sup>17</sup>

Politisch bzw. publizistisch aktiv blieb Hobsbawm Zeit seines Lebens, ohne dabei doktrinär in schablonenhaften Bahnen zu denken. In den 1960er Jahren begrüßte er die kubanische Revolution und beteiligte sich am ersten „Vietnam teach-in“ in Oxford, kritisierte aber auch Teile der 1968er-Bewegung als zu stark im Konsumdenken verhaftet. Nach den Bergarbeiterstreiks der 1970er und frühen 80er Jahre hielt er ein Eingeständnis der Niederlage für unumgänglich, was ihn Anfeindungen von Seiten der Gewerkschaften und der Neuen Linke aussetzte.<sup>18</sup> Nach dem Wahlsieg von Margaret Thatcher und der tiefen Krise der zersplitterten Labour Party zeigte Hobsbawm besonders starkes Engagement. Trotz seiner politischen Skepsis gegenüber der Labour Party betonte er ihre Relevanz als politischer Akteur. Als Pub-

13 Ebd., S. 9.

14 Ebd., S. 9.

15 Ebd., S. 209.

16 Ebd., S. 210.

17 Von 1984 bis 1998 hatte Hobsbawm zudem einen Lehrstuhls für Politik und Gesellschaft an der New School for Social Research inne. Bis 1997 unterrichtete er dort ein Semester pro Jahr.

18 Vgl. Matthias Middell: Eric Hobsbawm, in: Lutz Raphael (Hg.): *Klassiker der Geschichtswissenschaft*, München 2006, S. 103.

lizist berichtete er über seine Erfahrungen mit dem linkem Sektierertum der frühen 1930er Jahre und plädierte gegen eine weitere innerparteiliche Fragmentierung durch gewerkschaftsnahe linke Gruppierungen. Eine vergleichbare Haltung brachte Hobsbawm aber auch nach Tony Blairs Wahlsieg und dessen „liberalen“ Reformen zum Ausdruck, die er mit den Worten kommentierte: „While I share people’s disappointment in Blair, it’s better to have a Labour government than not.“<sup>19</sup> Immer wieder meldete er sich aber auch in innerparteilichen Debatten der Kommunisten in der kleinen Monatszeitschrift „Marxism Today“ zu Wort, die während der Thatcher-Ägide zu einer wichtigen Plattform der Parteireform avancierte.

Nach dem Zusammenbruch des Ostblocks blieb Hobsbawm weitgehend bei seinen Positionen. Zugleich warnte er vor einem aufkeimenden Nationalismus in den ehemaligen kommunistischen Ländern. Deren liberale Wirtschaftspolitik, so Hobsbawm, sei nicht die Übernahme eines westlichen Modells, sondern nur eine ablehnende Reaktion auf das vorige Wirtschaftsmodell. Hobsbawm betonte frühzeitig die gefährliche Lage der Länder des ehemaligen Ostblocks: Die Enttäuschungen in Vergangenheit und Gegenwart sowie die Ungewissheiten in der Zukunft würden schnell durch Nationalismus kompensiert werden. Die sozialen Auswirkungen der weltweiten wirtschaftlichen Veränderungen ließen ihn aber weiterhin nicht los. Im steten Anstieg der Beschäftigtenzahlen im tertiären Sektor sah er die Ursache für fundamentale Änderungen im Wertesystem der Menschen. Die Geschichtswissenschaft könne auch hier einen drängenden Aspekt des Problems herausstellen: die Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Umverteilung.<sup>20</sup>

Die politische Auseinandersetzung mit Gegenwart und Zukunft stellte für Hobsbawm nie einen Widerspruch zur wissenschaftlichen Arbeit dar. Dementsprechend erklärte er: „Wir träumen in die Zukunft. Es gibt viele Gründe dafür. Auch Historiker haben ein Recht darauf, ihre eigene Idee einer wünschenswerten Zukunft für die Menschheit zu entwickeln, dafür zu kämpfen und sich ermutigt zu fühlen, wenn sie entdecken, dass die Geschichte anscheinend die von ihnen gewünschte Richtung nimmt, wie es manchmal geschieht. (...) Doch unsere Aufgabe als Historiker, herauszufinden, woher wir kommen und wohin wir gehen, sollte als berufliche Aufgabe nicht davon beeinflusst werden, ob die voraussichtlichen Ergebnisse in unser privates Konzept passen oder nicht.“<sup>21</sup>

Folgerichtig betonte Hobsbawm immer wieder, dass Historiker eine Verpflichtung gegenüber den historischen Tatsachen haben. Der Ausgangspunkt aller ihrer Überlegungen müsse die Unterscheidung zwischen überprüfbaren Fakten und Fiktion sein. Es müsse eine Unterscheidung geben zwischen dem, was ist, und dem, was nicht ist. Relativismus werde in der Geschichte ebensowenig bestehen können wie vor Gericht.<sup>22</sup> Historiker hätten hier aber auch besonders die Verpflichtung, den politisch-ideologischen Missbrauch der Geschichte

19 Zit. nach der Besprechung von Hobsbawms Autobiografie im „Guardian“ vom 14. September 2002.

20 Hobsbawm: *Wieviel Geschichte braucht die Zukunft*, S. 52. Vgl. darüber hinaus Eric Hobsbawm: *Politics for a Rational Left*, London 1989 sowie (mit Antonio Polito) *On the Edge of the New Century*, London 2000.

21 Ebd., S. 79.

22 Ebd., S. 8 f.

zu kritisieren.<sup>23</sup> Hobsbawm warnte, dass Geschichte der Rohstoff für nationalistische oder fundamentalistische Ideologien sei. Die Menschen aber müssten sich hier auf Historiker verlassen können, wenn diese die kollektive Erinnerung der Vergangenheit konstituieren.<sup>24</sup> Dennoch fordert Hobsbawm von seinen Kollegen mehr Mut beim Aufstellen von Prognosen – nicht als Blick in die Zukunft, sondern als Bewusstseinsschaffung für Wahrscheinlichkeiten. Geschichtswissenschaft könne zwar nicht prognostizieren, was genau geschehen werde, aber sie könne vermitteln, welche Probleme auf die Menschen zukommen werden. Was Geschichte Hobsbawm zufolge leisten kann, ist, die Muster und Mechanismen des historischen Wandels allgemein und etwas spezieller die Veränderungen menschlicher Gesellschaften in den Jahrhunderten eines dramatisch beschleunigten Wandels zu erkennen: „Die Geschichte allein ermöglicht uns eine Orientierung, und jeder, der ohne sie auf die Zukunft blickt, ist nicht nur blind, sondern gefährlich, vor allem in der Ära der High-technology.“<sup>25</sup>

Dass Hobsbawms Engagement und seine herausragenden wissenschaftlichen Arbeiten nicht ohne Widerhall blieben, zeigen die Ehrungen, die ihm – obwohl er sich im Alter zunehmend zurückzog und nur noch selten Interviews gibt – zuteil wurden. Neben zahlreichen Ehrendoktorwürden erhielt er u. a. den Preis italienischen Preis Viareggio (1991), den kanadischen Lionel Gelber-Preis (1995), den Victor Adler Staatspreis (1996) und den Preis der Wolfson Foundation (1997). In Deutschland wurden ihm Preise erst vergleichsweise spät zugesprochen. Hier erhielt er den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung (1999) und den Ernst-Bloch-Preis (1999). Hinzu kommt der internationale Balzan-Preis für Europäische Geschichte seit 1900 (2003). Die enge Verbindung zu Österreich ist erst unlängst, im Januar 2008, dokumentiert worden, als Hobsbawm die Ehrenbürgerschaft der Stadt Wien und die Ehrendoktorwürde der dortigen Universität erhielt. Heute lebt Hobsbawm, der seit 1962 in zweiter Ehe mit der Wienerin Marlene (geb. Schwarz) verheiratet ist und zwei erwachsene Kinder hat, im Londoner Stadtteil Hampstead und für einige Monate im Jahr auch in Wales.

## Werk und Wirken

Das historiografische Wirken von Eric Hobsbawm erstreckt sich von den späten 1950er Jahren bis ins 21. Jahrhundert. In dieser Zeitspanne hat er der Geschichtswissenschaft wiederholt wichtige Impulse gegeben. So gehörte Eric Hobsbawm zu den ersten empirischen Forschern auf dem Feld der modernen Arbeitergeschichte. Bereits während den Forschungen zu seiner – von ihm selbst als nur begrenzt ertragreich eingeschätzten – Doktorarbeit über die Fabian Society vor 1914 war Hobsbawm in der Bibliothek der London School of Economics and Political Science auf die Bibliothek der Webbs gestoßen.<sup>26</sup> Sidney und Beatrice Webb

23 Ebd., S. 18.

24 Ebd., S. 42–57.

25 Ebd., S. 77.

26 Vgl. hierzu Eric J. Hobsbawm: *Geschichtswissenschaft: Impulse für Menschen, nicht nur Fußnoten*, in: *Geschichte: Möglichkeit für Erkenntnis und Gestaltung der Welt*, Wien 2008, S. 69–78, hier S. 71.

hatten für ihre Pionierarbeiten über die Organisationsgeschichte der britischen Gewerkschaften derart ertragreiches Material gesammelt,<sup>27</sup> dass Hobsbawm für seine stärker strukturellen und problemorientierten Studien zur Geschichte der Arbeiter wichtige Anregungen erhielt. Mit seiner ersten Publikation „Labour’s Turning Point 1880–1900“ (1948), einer Quellensammlung zur britischen Arbeiterbewegung, dokumentierte er überzeugend die Abweichungen der englischen Arbeiter und Arbeiterbewegung vom unterstellten „Idealpfad“ der Klassenbildung nach marxistischem Muster.<sup>28</sup> Wissenschaftlich überzeugend – und losgelöst von allen ihn selbst prägenden politischen Idealen – zeigte Hobsbawm hier, dass die britische Arbeiterbewegung im beschriebenen Zeitraum weitaus langsamer und verhaltener zum Sozialismus fortschritt, als es Historiker zur Arbeiterbewegungsgeschichte bis dahin unterstellt hatten.

Die Konzentration auf die Arbeitergeschichte – weniger indes die Arbeiterbewegungshistoriografie – sowie der Fokus auf Strukturen, wirtschaftliche Faktoren und soziale Bewegungen spiegelten sich auch in den folgenden Aufsätzen wider, in denen er an die Stelle eines simplifizierenden Strukturalismus das Ideal der „Geschichte von unten“ rückte. Nicht zuletzt die von ihm mit anderen kommunistischen Historikern seit 1952 in Großbritannien herausgegebene Zeitschrift „Past and Present“ dokumentiert diesen Paradigmenwechsel, der für Anerkennung in internationalen Fachkreisen sorgte.

Mit seinem Band „Social Bandits and Primitive Rebels“ (1959) untermauerte Hobsbawm die Perspektive einer innovativen Sozialgeschichte als „Geschichte von unten“. Inspiriert durch Reisen nach Italien und Spanien, durch die Lektüre Gramscis sowie den Kontakt mit der anthropologischen Fakultät der Universität Manchester arbeitete er bis dahin weitgehend unbeachtete Beispiele sozialer Rebellionsformen – vom sizilianischen Bauernkommunismus bis zum andalusischen Anarchismus – auf.<sup>29</sup> Vor allem im einleitenden Aufsatz „The Social Bandit“ erläuterte Hobsbawm dabei die Möglichkeit, räuberische Aktivitäten als spezifische und einfache Form des Sozialprotests gegenüber einer expandierenden Welt der Moderne, des Kapitalismus und des Zentralstaats zu interpretieren.<sup>30</sup>

Nicht nur neue Forschungsthemen sind indes bei Hobsbawm zu finden, sondern auch neue Sichtweisen auf alte Fragestellungen. So bezog Hobsbawm in „Labouring Men“ (1964), einer Sammlung zumeist bereits veröffentlichter Aufsätze, Stellung zu einer alten Kontroverse: In seinem Aufsatz „The Machine Breakers“ widersprach er der bis dahin dominanten Sicht, den Luddismus des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts als zwecklosen „industriellen Bauernaufstand“ zu beschreiben. Für ihn richtete der Luddismus sich nicht gegen die Technik; vielmehr waren Zerstörung und die Androhung der Zerstörung von Produkten oder Produktionsmitteln für ihn schon im 18. Jahrhundert ein Mittel der Lohnverhandlung.

27 Vgl. Sidney Webb/Beatrice Webb: Die Geschichte des Britischen Tradeunionismus, Stuttgart 1895.

28 Vgl. Eric Hobsbawm: Labour’s Turning Point 1880–1900, London 1948.

29 Vgl. Eric Hobsbawm: Primitive Rebels. Studies in Archaic Forms of Social Movement in the 19th and 20th centuries, Manchester 1959 (Sozialrebellien. Archaische Sozialbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert, Neuwied/Berlin 1962).

30 Siehe in diesem Sinne etwa die Besprechung von Michael Rutschky im Deutschlandfunk vom 11. November 2007.

gen. Neben dieser rationalen Begründung entwickelte er zudem eine überzeugende Antwort auf die bis dahin kaum untersuchte Frage, warum es zumeist nicht zu gewalttätigen Aktionsformen kam: Da Maschinen zumeist in Wachstumsphasen gekauft wurden, in denen es auch genügend Arbeit für die Arbeiter gab, mussten sich diese nicht unmittelbar um die Lohnentwicklung sorgen.<sup>31</sup>

Mit dem Aufsehen erregenden Buch „Bandits“ aus dem Jahr 1968 knüpfte Hobsbawm an die „Sozialrebelln“ des Jahres 1959 an.<sup>32</sup> Der in der Neuauflage von 2007 um zwei Kapitel erweiterte und im deutschen Sprachraum „Räuber als Sozialrebelln“ betitelte Band avancierte mit seiner These von den Rebellen, die „mit sozialen Nebenabsichten zum Rächer der Entrechteten werden“ zum „Klassiker“ universitärer Seminare.<sup>33</sup> Hobsbawm gelang es in dem Buch, zahlreiche Beispiele aus der ganzen Welt – von Lateinamerika bis Asien und entlang der unterschiedlichsten Zeitphasen der Geschichte – zu identifizieren, die exemplarisch für den Prototypen des „sozialen Banditen“ stehen. Auch wenn Hobsbawm der Vorwurf gemacht wurde, ein romantisierendes, sogar mythifizierendes Bild von der Brutalität der verbrecherischen Aktivitäten zu zeichnen<sup>34</sup> und einen allzu leichtfertigen Umgang mit den Quellen zu betreiben, da der an Beispielen und Zitaten überbordende Text vielfach auch auf literarische Vorlagen zurückgreift, stieß die These von der sozialen Motivation der Banditen auf rege Resonanz. Dies umso mehr, weil Hobsbawm die vielfach in archaischen Stammesriten und dörflichen Unterscheidungen von Recht und Unrecht wurzelnden Impulse der „Banditen“ ebenso subtil wie eingehend erläuterte. Der gleiche Tenor wie die „Bandits“ lag auch dem Band „Captain Swing“ (1969) zu Grunde, in dem Hobsbawm gemeinsam mit George Rudé die Rebellion der britischen Landarbeiter im Jahr 1830 beschrieb.<sup>35</sup>

Der 1972 von Hobsbawm veröffentlichte Aufsatz „From Social History to the History of Society“<sup>36</sup> dokumentiert eine weitere Öffnung der Forschungsperspektive Eric Hobsbawms. Wie Jürgen Kocka mit Blick auf diesen gewissermaßen paradigmatischen Artikel konstatiert, sollte Sozialgeschichte „nicht mehr bloß die Geschichte eines Sektors der Wirklichkeit sein, sondern sie sollte sich zur Allgemeingeschichte aus sozialgeschichtlichem Blickwinkel entwickeln, eben zur Gesellschaftsgeschichte“.<sup>37</sup> Diese Forderung spiegelte sich nicht nur in den Publikationen der so genannten Bielefelder Schule, sondern auch in Hobsbawms eigenen Werken wider. Hobsbawm selbst räumt indes ein, dass die Orientierung an der gesellschaftlichen Synthese einer gewissen Zufälligkeit unterlag: Nach dem Ausfall des ursprünglich vorgesehenen Autors hatte Hobsbawm von George Weidenfeld den Auftrag angenom-

31 Vgl. Eric Hobsbawm: *Labouring Men. Studies in the History of Labour*, Bristol 1964.

32 Eric Hobsbawm: *Bandits*, London 1969 (*Die Banditen*, Frankfurt am Main 1972).

33 Siehe hierzu die Besprechung von Dirk Schümer in der FAZ vom 10. Oktober 2007.

34 Vgl. etwa die Kritik zur Neuauflage in der Welt vom 1. Dezember 2007.

35 Vgl. Eric Hobsbawm/George Rudé: *Captain Swing. The English farm-labourers' rising of 1830*, London 1969. Ein Jahr zuvor war eine umfangreichere Wirtschaftsgeschichte Großbritanniens aus der Feder von Hobsbawm erschienen. Vgl. Eric Hobsbawm: *Industry and Empire*, London 1968 (*Industrie und Empire. Britische Wirtschaftsgeschichte seit 1750*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1969).

36 In deutsch unter dem Titel „Von der Sozialgeschichte zur Gesellschaftsgeschichte“, abgedr. in: *Wieviel Geschichte braucht die Zukunft*, München/Wien 1998, S. 100–127.

37 Kocka, S. 34.

men, einen Band über die Zeitphase der europäischen Revolutionen von 1789 bis 1848 zu verfassen. Dass der hieraus entstandene Band „The Age of Revolution“ (1962) aber den Auftakt zu einer Trilogie bilden sollte, schien weder ihm selbst noch Weidenfeld zu diesem Zeitpunkt greifbar gewesen zu sein.<sup>38</sup> Erst während der Entstehungsgeschichte des Bandes „The Age of Capital“ (1975), in dem Hobsbawm erneut für einen ausgefallenen Autor einsprang, zeichnete sich ab, dass er im Zuge war, die Geschichte des gesamten langen 19. Jahrhunderts zu durchmessen.<sup>39</sup> Vor allem im Band „Das Zeitalter des Kapitals 1848–1876“ machte Hobsbawm deutlich, dass der Aufstieg Europas zur weltweit führenden Macht auf politischem, kulturellem und wirtschaftlichem Terrain auf die Bedeutung der bürgerlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zurückzuführen war. Erst der dritte Band, „The Age of Empire“ (1987),<sup>40</sup> der die Blüte des bürgerlichen Zeitalters und ihr einsetzendes „Verblühen“ beschrieb, war dann als Abschluss der Trilogie gezielt geplant.<sup>41</sup>

Angesichts der Fähigkeit Hobsbawms zur Synthese der vielfältigsten historischen Prozesse in den einzelnen europäischen Staaten – unter Einbeziehung der Entwicklungen in der außereuropäischen Welt – aber auch mit Blick auf die Reichweite seiner Deutungskraft, wurden die drei Bände ein Erfolg, der sich sowohl in entsprechenden Verkaufszahlen als auch in der fachwissenschaftlichen Aufnahme bemerkbar machte. Ergänzt wurde die Trilogie durch „The Age of Extremes“ (1994).<sup>42</sup> In diesem Band beschrieb Hobsbawm eindringlich den Prozess der Selbstzerstörung Europas seit dem Ersten Weltkrieg, der mit gewalttätigen Massenvernichtungsaktionen einherging. Die Periode des erfolgreichen Wiederaufbaus Europas wird von Hobsbawm als eine Zeitphase beschrieben, in der sich die demokratischen Herrschaftssysteme und marktwirtschaftlichen Ordnungen kapitalistischen Zuschnitts im Westen und die sozialistischen Regime in Osteuropa angesichts ihres aufeinander bezogenen Antagonismus gewissermaßen gegenseitig bedingten.

Auch wenn die vier Bände mittlerweile als das Hauptwerk Hobsbawms gelten und seine weiteren Arbeiten etwas in den Schatten gestellt haben, präsentierte sich Hobsbawm ungeachtet seines Alters in den folgenden Jahren weiterhin als hoch motivierter und engagierter Historiker. Bereits 1983 hatte er den methodisch innovativen – und mittlerweile ebenfalls in zwölf Sprachen vorliegenden – Sammelband „The Invention of Tradition“ vorgelegt, indem er ausbreitete, wie sich der Nationalismus erfundener Traditionen in Form historischer Rückprojektionen bediente.<sup>43</sup> Im Jahr 1990 nahm er die Zweihundertjahrfeiern der Französischen Revolution zum Anlass, in dem Band „Two Centuries Look Back on the French

38 Vgl. Eric Hobsbawm: *The Age of Revolution 1789–1848*, London 1962 (*Europäische Revolutionen 1789–1849*, Zürich 1962).

39 Siehe Eric Hobsbawm: *The Age of Capital 1848–1875*, London 1975 (*Die Blütezeit des Kapitals. Eine Kulturgeschichte der Jahre 1848–1875*, München/Wien 1977).

40 Vgl. Eric Hobsbawm: *The Age of Empire 1875–1914*, London 1987 (*Das imperiale Zeitalter 1875–1914*, Frankfurt am Main/New York 1989).

41 So zumindest die Einschätzung von Hobsbawm selbst (*Geschichtswissenschaft: Impulse für Menschen*, nicht nur Fußnoten, S. 73 ff.).

42 Vgl. Eric Hobsbawm: *The Age of Extremes. The Short Twentieth Century 1914–1989*, London 1994 (*Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München/Wien 1994).

43 Siehe Eric Hobsbawm/Terence Ranger (Hg.): *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983.

Revolution“ die Veränderungen in der Wahrnehmung dieses epochalen Ereignisses zu untersuchen.<sup>44</sup> Vor allem mit Blick auf die wechselvolle Geschichte Frankreichs im 20. Jahrhundert gelang es Hobsbawm hier zu zeigen, wie stark die Rezeption der Französischen Revolution durch die jeweiligen politischen Zeitumstände geprägt war.

Öffnete sich Hobsbawm mit diesen beiden Bänden stärker wahrnehmungsgeschichtlichen Perspektiven und Akzenten der Kulturgeschichte, so dokumentierte seine Aufsatzsammlung „Wieviel Geschichte braucht die Zukunft“ (1997) seine Skepsis gegenüber der Tendenz, Ereignisse aus der Vergangenheit nur noch als sprachliche Erscheinungen und Konstruktionen zu berücksichtigen.<sup>45</sup> In seinem Werk „Ungewöhnliche Menschen“ (1998) rückte Hobsbawm – back to the roots – einmal mehr die „kleinen“ und „vergessenen“ Menschen sowie den Widerstand und die Rebellion in den Mittelpunkt.<sup>46</sup> Neben dem Arbeiter Herbert Smith (1862–1938) fand so etwa auch der vielfach unterschätzte Thomas Paine (1737–1809), einer der Gründer der USA, Berücksichtigung. Daneben ging Hobsbawm u. a. auf den Maifeiertag, auf die Landbesetzung durch Bauern in Peru und die Rolle der Schuhmacher in gewerkschaftlichen Kämpfen ein. Darüber hinaus widmete Hobsbawm „nicht-konformistischen“ Musikformen eine Sektion des Bandes, in dem er dem Jazz ein Denkmal setzte und Jazzmusiker von Sidney Bechet bis John Coltrane porträtierte. En passant erwähnte Hobsbawm in diesem Zusammenhang auch, dass er in der Nachkriegszeit eine gewisse Zeit – unter dem Pseudonym Francis Newton – als Jazz-Kritiker und -publizist sein Auskommen bestritten hatte.<sup>47</sup>

Hobsbawms Befähigung zur Synthese dokumentierte einmal mehr seine 2002 erschienene Autobiografie, die gewissermaßen das Pendant zum Band über das „Zeitalter der Extreme“ bildete. In den zahlreichen Rezensionen des Bandes wurde als gemeinsamer Tenor vor allem Hobsbawms Fähigkeit gewürdigt, die Geschichte seines persönlichen Engagements mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts zu verweben. Individuelles Leben, allgemeine Geschichte und das Schreiben von Geschichte bilden nach Ansicht zahlreicher Rezensenten hier eine Einheit, die die Fähigkeit unterstreicht „sich selbst in den historischen Kontext einzuordnen“, ohne dabei allzu stark dem Egozentrismus zu verfallen.<sup>48</sup> Hatten Anhänger wie Kritiker damit gerechnet, dass Hobsbawm mit der Autobiografie sein Lebenswerk beschließt, so überraschte er 2007 mit einer weiteren in Buchform erschienenen Aufsatz- und Redensammlung über „Globalisation, Democracy and Terrorism“.<sup>49</sup> In diesem Band brachte Hobsbawm vor allem seine Skepsis, aber auch seine Sorge über eine stark veränderte

44 Vgl. Eric Hobsbawm: *Echoes of the Marseillaise: Two Centuries Look Back on the French Revolution*, London 1990.

45 Siehe in diesem Zusammenhang auch die Publikation Eric Hobsbawms: *Nations and Nationalism since 1780. Programme, myth, reality*, Cambridge 1990 (*Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt am Main/New York 1991).

46 Vgl. Eric Hobsbawm: *Ungewöhnliche Menschen. Über Widerstand, Rebellion und Jazz*, München/Wien 2001.

47 Vgl. Francis Newton: *The Jazz Scene*, London 1959.

48 Vgl. beispielhaft die Rezensionen in der *Frankfurter Rundschau* vom 8. Oktober 2003 und in der *Süddeutschen Zeitung* vom 9. Oktober 2003, zusammengefasst auch unter <[www.perlentaucher.de](http://www.perlentaucher.de)>.

49 Vgl. Eric Hobsbawm: *Globalisation, Democracy and Terrorism*, London 2007.

Weltordnung angesichts der Bedrohung des Terrorismus zum Ausdruck. Besonders deutlich wurde aber auch seine Skepsis über die Rolle der USA in den internationalen Beziehungen sowie die Politik der Bush-Administration, womit sich Hobsbawm stärker als in den vorigen Jahren wieder als Kommentator des Tagesgeschehens präsentierte.

## Resümee

Bilanziert man an dieser Stelle Leben und Werk von Eric Hobsbawm, so ist nicht zu übersehen, dass sich die Antriebe seiner wissenschaftlichen und politischen Aktivitäten maßgeblich aus dem Ideal der sozialen Gerechtigkeit und aus der marxistischen Ideologie ableiten lassen. Hobsbawms Sympathien gehörten stets den „kleinen“ Leuten, den Außenseitern, den Unterdrückten und den Kämpfern für Gerechtigkeit. Wie Gerhard Botz konstatiert, zeigte sich dies bei Hobsbawm neben dem „linkskritischen Engagement“ und der „Verpflichtung zur Geschichtsaufklärung“ vor allem in „mehr oder weniger modernisierungstheoretische[n] und makrohistorische[n] Orientierungen“.<sup>50</sup> Ungeachtet aller intrinsischen Antriebe und des persönlichen Engagements hat Hobsbawm in seinen historiografischen Darstellungen indes ein Höchstmaß an fachwissenschaftlicher Seriosität unter Beweis gestellt. Sein eleganter Schreibstil, aber auch die Fähigkeit, in deutsch, französisch, spanisch, italienisch zu schreiben, sprechen und zu forschen, darüber hinaus auch niederländisch, portugiesisch und katalanisch zu lesen, haben es ihm dabei erleichtert, seine Arbeiten auf ein breites Fundament zu stellen, das weit über den europäischen Kontinent hinausreicht. Obgleich gerade in den letzten Jahren – vor allem im Kontext der Autobiografie – bei Hobsbawm eine gewisse politische Resignation durchschimmert, scheinen sein Fortschrittsglaube und die Hoffnung auf soziale Gerechtigkeit doch bis heute ungebrochen zu sein. Der Bochumer Historikerpreis trägt mit der Ehrung seines Lebenswerks der Bedeutung Hobsbawms und dem Umstand Rechnung, dass er – wie auch anlässlich der Verleihung der Wiener Ehrenbürgerwürde betont wurde – „einer der großen Anreger für eine Geschichtsforschung [war], die sich seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts aus den Traditionen eines auf Persönlichkeiten und Ereignisse fokussierten theoriefeindlichen und theoriefernen Umgangs mit Geschichte befreite“.<sup>51</sup>

Eine seiner wichtigsten Aufsatzsammlungen hat Hobsbawm mit der Frage überschrieben: Wieviel Geschichte braucht die Zukunft? In den sich anschließenden Ausführungen insinuierte er die Antwort, dass man sowohl beim Handeln in der Gegenwart als auch beim Wirken für die Zukunft gut beraten ist, historische Kenntnisse und Erfahrungen zu berücksichtigen. Betrachtet man Hobsbawms Wirken als Historiker aus disziplinärer Perspektive, erscheint es nicht unangemessen, diese Frage leicht abzuwandeln. Wieviel Würdigung

50 Gerhard Botz: Autobiografische Erfahrung und Geschichtswissenschaft Eric Hobsbawms, in: ebd., S. 53–68, hier S. 55.

51 So Hubert Christian Ehalt: Interessante, gefährliche, mörderische Zeiten. Über den Meister der Gesellschaftsgeschichte und Analytiker des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte: Möglichkeit für Erkenntnis und Gestaltung der Welt, Wien 2008, S. 21–29, hier S. 24 f.

braucht die Zeitgeschichtsschreibung? Bedarf es wirklich historiografischer Auszeichnungen für Lebenswerke? Die Bochumer Ehrung erscheint als Antwort darauf durchaus perspektivisch, berücksichtigt man die Anregungen, die Hobsbawm geliefert hat, und einen Zeitgeist zum apolitischen Rückzug ins Private, der seit längerem Raum greift. So betrachtet, lenkt der Bochumer Historikerpreis den Blick auf einen Wissenschaftler, der zahlreiche historiografische Impulse geliefert und damit die Gesellschaftsgeschichte gewissermaßen „revolutioniert“ hat. Er richtet den Blick aber auch auf einen Historiker, der durch die enge Verzahnung von persönlichem Engagement und reflektierter, Synthesen entwickelnder Geschichtsschreibung erhebliche Wirkung entfaltet hat und weiter entfaltet – in der Disziplin selbst und über diese hinaus. Dass eine Gesellschaft auf solche Publikationen und eine engagierte Geschichtswissenschaft nicht verzichten darf, dies zeigt das Lebenswerk Eric Hobsbawms.